Zeitschrift: Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch
Herausgeber: [s.n.]
Band: - (1930)

Artikel: Etwas über die Bilder in unserer Muttersprache
Autor: Gartmann, J.B.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-550219

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ETWAS ÜBER DIE BILDER IN UNSERER MUTTERSPRACHE

VON PROF. J. B. GARTMANN

„Muttersprache, Mutterlaut,
Wie so wonnesam, so traut!
Erstes Wort, das mir erschallet,
Süßes, erstes Liebeswort,
Erster Ton, den ich gelallet,
Klingest ewig in mir fort."

In diesen Worten kommt deutlich unser Verhältnis zur Muttersprache zum Ausdruck. Sie veranlassen uns deshalb auch, über das Wesen und den hohen Wert der *Sprache* überhaupt für uns Menschen nachzudenken. Sie ist das Mittel, unsere Empfindungen, Gefühle und Gedanken auszudrücken, andern zu übermitteln, sie in ihrem Fühlen, Wollen und Handeln zu beeinflussen. Mensch und Tier wohnt sie inne. Der Vogel gibt in seinem Frühlingsliede seiner Lebensfreude und Liebeslust Ausdruck. Der Schmerzensschrei der Kreatur läßt uns ihre Leiden erfahren. Flehend klingt die Klage des jungen Lämmchens aus der vielhundertköpfigen Herde, beruhigend, oft auch eindringlich lockend tönt der Ruf der Mutter zurück, und die Suchenden finden einander; denn sie haben einander verstanden. Manche Tiere haben sogar eine ausgeprägte Fähigkeit, die Stimmen anderer nachzuahmen und so ihresgleichen oder andere Geschöpfe zu warnen oder zu täuschen. Denken wir nur an den Eichelhäher unserer Wälder, der darin ein Meister ist und zum Warner für das Wild, zum Irrleiter für den Jäger oder das Raubtier werden kann.

Auch den Pflanzen legen wir in unserer Sprache die Fähigkeit des Sprechens bei. Die Blätter am Baume *lispeln*, wenn der Abendhauch leise durch die Krone zieht. Der Wald *flüstert*, wenn er vom kühlen Ost des Morgens geweckt wird; er stöhnt und *klagt*, wenn der Sturm machtvoll durch seine Kronen fährt.

Ja, selbst dem leblosen Ding wohnt der Klang, die Sprache inne. Die Saite klingt, wenn sie aus ihrer Ruhelage gebracht wird. In ihr schlummern die herrlichsten Töne, die von Meisterhand geweckt werden und die Herzen von Hunderten und Tausenden von Menschen ergreifen können. Und wie ist es erst bei unsern Turmglocken, die mit ihren machtvollen Stimmen Freude und Schmerz, Jubel und Trauer verkünden. Ihre Sprache scheint uns tatsächlich anders zu klingen, je nachdem sie freudige oder traurige Botschaft zu bringen haben. Jedem Wesen, jedem Ding wohnt ein charakteristischer Klang inne, jedes hat gewissermaßen seine Sprache; dieser Klang, diese Sprache bilden einen Teil seines Seins.

In wieviel höherem Maße als bei allen anderen Erscheinungen in der Schöpfung ist dies nun aber beim geist- und vernunftbegabten Menschen der Fall. Wie sehr bildet bei ihm die Sprache einen hervorragenden Teil seines lebendigen Seins. Wie tief ist der zu bedauern, dessen Ohr den Klängen verschlossen, dessen Zunge gefesselt ist. In der Sprache äußern sich eben Seele, Leben, die Macht zum Guten und zum Bösen, die Macht, Freude oder Schmerz zu bereiten. Wer nie der Mutter liebes, weiches oder des Vaters ernstes, strenges Wort vernommen hat, kennt die schönsten, wärmsten Klänge nicht; er ist um die schönsten Erinnerungen betrogen. Ein einziges liebes Wort kann mit seiner Zauberkraft ein müdes Herz zu frischem Schlagen anspornen; ein hartes, liebloses kann es ebenso tief verwunden und fast zum Stocken bringen. Aus der Art, wie der Mensch spricht, können wir vielfach auf sein Wesen, seinen Charakter schließen. Die Sprache gibt der Einzelpersönlichkeit ein bestimmtes Gepräge. Durch seine Sprache wird anderseits der einzelne Mensch zum Glied einer bestimmten Gemeinschaft von Menschen, in der er sich auswirken, wo er seine Kräfte entfalten kann. Erst dann aber erlangt der Mensch den vollen Menschenwert, wenn er seine guten Gaben und Fähigkeiten im Dienste anderer betätigen kann. Ein hochbedeutsames Mittel dazu nun ist die Sprache, die die Menschen befähigt, miteinander zu verkehren, sich gegenseitig zu bereichern und zu ergänzen, aus vielen Einzelkräften eine machtvoll wirkende Gesamtkraft zu schaffen. Daß dem so ist, sehen wir daraus, daß der Mensch sich vereinsamt fühlt, sobald er sich aus seiner Sprachgemeinschaft losgelöst hat. Er sehnt sich nach den vertrauten Klängen seiner Sprache und horcht wehmütig hinaus in die unendliche Leere seiner Umgebung, die ihn nicht versteht und die er nicht versteht. Fast jedem Menschen ist die Sprache, die er zuerst gehört und selber gesprochen hat, unschätzbares Gut, das er nicht wegwerfen, nicht verlieren darf, ohne einen Teil seines eigenen Selbst hinzugeben. Wir verstehen deshalb wohl, daß sich Sprachgemeinschaften mit zäher Kraft einsetzen für ihr hohes Gut. Ist ein Volk durch Siegerkraft überwunden worden, so klagt es dann am lautesten, seufzt es dann am tiefsten, wenn man ihm eine fremde Sprache aufzwingt. Materielle Verluste verschmerzt es, neuen Gesetzen fügt es sich; aber den Raub seiner Muttersprache erträgt es ebensowenig wie das Edelweiß die Verpflanzung von freier, luftiger Bergeshöhe in den Dorf- oder Stadtgarten oder gar in das Treibhaus des Gärtners verträgt, ohne zu entarten. Die Preisgabe seiner Sprache ist eben nicht nur der Verzicht auf ein altes Stück Hausrat, auf ein Familienkleinod, sondern das ist der Verlust von Herzblut, der aber nie vor sich geht ohne schädigende Nachwirkungen. Es ist daher Schwäche, wenn manche Leute, um ihre Anpassungsfähigkeit an andere zu zeigen oder im lächerlichen Wahn, mehr zu scheinen oder gar zu sein, ihre angestammte Sprache aufgeben, die bisher treu gehütetes Familien- oder Gemeinschaftsgut war. In blöder Schwächlichkeit passen sich die einen ihrem Brotherrn, die andern ihren Freunden und Bekannten an und bemühen sich, fremde Redewendungen zu lernen, die sich an ihnen ausnehmen wie ein unpassendes, einem andern angemessenes Kleidungsstück. Der großstädtische Maulheld, der mit unverständlichen, von ihm selbst mißverstandenen Fremdwörtern mit einer gewissen Leichtigkeit oder, besser gesagt, Unverfrorenheit um sich wirft, imponiert sehr oft der Menge, die sich täuschen läßt und auf sein Blendwerk hereinfällt wie die Wespen auf einen Topf voll Honig. Dabei sind sich diese Leute nicht bewußt, ja sie haben keine Ahnung, welchen Reichtum an Ehrlichkeit, Bodenständigkeit und Anschaulichkeit der von ihnen verachtete heimatliche Dialekt in sich schließt. Er mag wohl hie und da etwas polternd und lärmend auftreten im eisenbeschlagenen Bergschuh; aber er ist ehrlich, kraftvoll, reich an wahren, treffenden Bildern und Figuren, die sämtliche dem Leben entnommen worden sind.

Wie durch die Sprache überhaupt reiches Kulturgut längst vergangener Zeiten auf uns gekommen ist, so bewahrt der heimatliche Dialekt viel Vätererbe auf; es gehen von ihm Fäden zurück in die graue Vergangenheit. In ihm leben noch heute Formen, wie sie die Menschen längst vergangener Jahrhunderte brauchten und die die

Schriftsprache längst fallen gelassen hat auf Kosten der Anschaulichkeit und natürlichen Frische. Besonders reich ist die Volkssprache, wie schon gesagt, an Bildern, vor allem an Vergleichungen und Metaphern. Bei der Vergleichung werden Erscheinungen oder Handlungen mit bekannten ähnlichen Erscheinungen oder Handlungen, die das Merkmal, das man herausheben will, besonders ausgeprägt an sich tragen, verglichen, z. B. das ist ein Mann wie ein Berg. Bei der Metapher setzt man unmittelbar einen andern Gegenstand ein für den, den man anschaulich darstellen will. Hier hieße es: „Der Mann ist der reinste Berg" oder „Wer soll diesen Berg zum Wanken bringen?".

Über die Vergleichungen und Metaphern in der deutschen Sprache wollen wir uns im Nachfolgenden ein wenig unterhalten und dabei die Volkssprache nach Möglichkeit berücksichten.

Selbstredend nimmt das Volk die Bilder in seiner Rede aus seiner nächsten Umgebung, aus der Fülle der Erscheinungen, mit denen es tagtäglich in Berührung kommt. Eine reiche Fundgrube bildet da die Tierwelt. Besonders die Tiere, mit denen der Mensch täglich umgeht und deren Tugenden und Untugenden er genau kennt, werden zum Vergleiche herangezogen, um die Fehler und Schwächen oder auch die Vorzüge der lieben Mitmenschen klarzumachen. Sehen wir einmal zu, wie unsere *Haustiere* in den verschiedenartigsten Redensarten herangezogen werden.

Einer der ältesten Gefährten des Menschen und hochbedeutsam für sein Seßhaftwerden ist das Rind. Schon zur Zeit der Pfahlbauer war es wohl sein nützliches Haustier. Daher beziehen sich denn auch viele Bilder in der Sprache auf es. Steht jemand einer neuen Tatsache, einem neuen Gegenstand zu überrascht und betroffen gegenüber, so heißt es: „Er schaut drein wie ein Stier in eine neue Stalltüre". Besser könnten die Überraschung und das Betroffensein nicht dargestellt werden als durch diesen Vergleich. Tappt ein Mensch unbedacht und unüberlegt in ein Unternehmen hinein oder tritt er möglichst unbeholfen an eine Arbeit heran, so sagt man, er tappe in alles hinein wie ein junges Kalb. Wer je beobachtet hat, wie die Kälber, wenn sie zum erstenmal auf die Weide gelassen werden, mit weit ausgreifenden Beinen herumfahren und in alles planlos hineinrennen, in den Sumpf oder in Gräben, der weiß, wie plastisch der Vergleich ist. Hat man Bedenken, einen jungen Menschen dies oder das unternehmen zu lassen, so rät etwa ein Alter: „Laß ihn machen, mit ‚trohlen' (fallen) lernen die Kälber gehen". Äußert sich ein Mensch altklug oder vorwitzig über eine Sache, die er nicht versteht, so trägt ihm sein Verhalten die Bemerkung ein: „Du verstehst davon soviel wie eine Kuh von einer Muskatnuß" oder: „Da findest du dich zurecht wie eine Kuh in der Brattig (Kalender)". Nützt einer eine Situation zu seinen Gunsten immer wieder aus oder zieht er aus einem Unternehmen fortgesetzt und über Gebühr Vorteile, so sagt man ihm nach, er melke immer noch die alte Kuh. Hat einer eine gute Einnahmequelle, die ihm bei wenig Arbeit reichen Gewinn zufließen läßt, so sagt man, er habe daran eine gute Heimkuh. Der schwerfällige Gang eines Menschen wird mit dem „Wandel" einer alten Kuh, die von der Emdweide heimkehrt, verglichen. Berichtet ein Mensch von seinen Gefühlen, die er in einer Gesellschaft hatte, in die er nach seiner Meinung nicht hineinpaßte, so sagt er: „Ich bin mir vorgekommen wie ein geschiltetes (scheckiges) Kalb unter anderen". Um dieses Bild recht zu verstehen, muß man wissen, daß ein Tier mit auffälliger Färbung in besonderem Maße der Verfolgung durch die andern ausgesetzt ist, ähnlich wie dies bei Menschen der Fall ist, die anders geartet oder beschaffen sind als ihre Brüder.

Hat ein Mensch ein herrisches, herausforderndes Wesen, so sagt man von ihm, er schaue drein wie eine Heerkuh auf dem Stafel. Ist einer auffallend und geschmacklos aufgeputzt, so heißt es im Volksmund, er komme daher wie ein Osterochs oder ein Pfingstochs. Das Bild geht auf den Brauch zurück, an Ostern oder Pfingsten besonders schöne Schlachttiere zu schmücken und im Ort herumzuführen, ehe man sie zur Schlachtbank brachte. Das Schmücken der Opfertiere war in der Heidenzeit allgemeine Sitte. Damals wurden die Hörner der Kühe und Stiere sogar mit Goldblech umwunden, ehe die Tiere dem Opferpriester zugeführt wurden.

Wie das Rind trat auch das Pferd schon früh in den Dienst des Menschen und bot Stoff zu zahlreichen Bildern in der Sprache. Das Füllen wird häufig als Symbol jugendlicher Kraft und Fröhlichkeit gebraucht. Ein Knabe, dessen leuchtende Augen und gelenke Glieder Lebensmut und -übermut verraten, wird gern mit dem Füllen auf der Weide verglichen. Vom kräftigen, breitschultrigen Mann sagt der Volksmund, er sei ein wahres Müllerroß, bei dem die Bezugsquelle für den kraftspendenden Hafer eben besonders nahe ist. Ist ein Mensch traurig und niedergeschlagen, so wird von ihm gesagt, er lasse den Kopf hangen wie ein altes, müdes Säumerroß. Schaut jemand einer Sache mit besonderer Aufmerksamkeit entgegen oder wittert er dahinter gar eine Gefahr, so sagt man von ihm, er mache Nasenlöcher wie eine „Füligura" (Stute mit Füllen). Diese Muttertiere sind besonders vorsorglich für ihr Junges, heben bei jedem verdächtigen Geräusch den Kopf und wölben die Nüstern, aus denen sie die Luft in kurzen, energischen Stößen heraustreiben.

Schon im Altertum werden die vom Sturm aufgepeitschten Meereswogen mit wilden Rossen verglichen, und mehr als ein Dichter braucht das Bild, das Meer treibe die menschenfressenden Rosse daher. Unschwer ist denn auch eine Ähnlichkeit einzusehen zwischen den sich auftürmenden Wogen der See und den sich bäumenden Rossen, deren Mähnen sich überschlagen wie die leuchtenden Schaumkronen der sturmgepeitschten Wellen.

Der Hengst wird vielfach als Symbol der ausgelassenen Kraft und Wildheit gebraucht, daneben auch als Verkörperung der unbezähmbaren Leidenschaft, Jeder, der etwas mit blinder Leidenschaft liebt und treibt, läuft Gefahr, diesen Titel zu bekommen. So redet die Sprache von Bilder-, Musik- und Paradehengsten. Unser Schweizer Dichter Carl Spitteler nennt einen nach Pomade duftenden Gecken einen Pomadenhengst. Vom Pferd hergeleitet ist auch die Redensart „er ist beschlagen", seiner Sache sicher, wie ein Pferd sicher geht, das auf allen vier Hufen gute Eisen hat. Einen Menschen, der schwer lenkbar ist, nennt der Volksmund etwa hartmäulig. Das Bild ist auch vom Pferd entlehnt. Hartmäulig nennt man ein Roß, das ein hartes Maul hat und infolgedessen auf die Züge des Lenkers am Zügel wenig achtet und schwer zu leiten ist.

Neben Rind und Pferd wird auch die muntere Ziege häufig erwähnt in Bildern unserer deutschen Sprache. Sind Menschen unverträglich gegeneinander, so werden sie mit Geißen verglichen, die verschworene Gegnerinnen des Friedens zu sein scheinen, stets Händel vom Zaun brechen und bald in neckischem Spiel, bald in brutaler Gehässigkeit einander befehden. Das Zicklein dagegen wird vielfach als Symbol der unschuldigen Fröhlichkeit hingestellt, ähnlich wie das Lamm.

Besonders hervorgehoben wird bei der Ziege die ausgeprägte Futterwählerei. Deshalb die Redewendung, der oder jener sei „chög", wählerisch, heikel wie eine Geiß. Sprichwörtlich geworden sind bei der Ziege ferner auch ihre Naschhaftigkeit und ihre Magerkeit. Beide werden denn auch bildlich gebraucht bei der Darstellung von Menschen.

Hat sich in einer Familie etwas Unerquickliches zugetragen, das sie in die Mäuler der Leute bringt, so tröstet man die Betroffenen wohl etwa mit den Worten: „Wartet nur, bald läuft eine andere weiße (oder scheckige) Geiß durchs Dorf, und dann ist euere Sache bald vergessen". Auch der Bock dient häufig dazu, menschliche Unarten in krasser Weise zu geißeln. Die Hauptzüge dieses Tieres sind ungezügelte Leidenschaft und Starrsinn. Zeigt sich ein Mensch recht unlenksam und widerhaarig, so sagt man von ihm: Er „versperrt" oder „verhebt" (hält zurück) wie ein Bock auf glattem Eis, wo das Tier leicht mit allen vier Beinen ausgleitet und schließlich keinen Schritt mehr tun will. Auch das mächtige Gehörn des Bockes, die so gewaltige Kampfwaffe, hat zu allerlei Redensarten Anlaß gegeben. Häufig gebraucht wird folgende: „Der läßt sich nicht ins Bockshorn jagen". Hier wird der Bock als Symbol des Bösen, des Teufels gebraucht. Schrader erklärt in seinem Werk „Der Bilderschmuck der deutschen Sprache" dieses Bild ungefähr folgendermaßen:

Nach alten Darstellungen stellt man sich den Teufel, die Personifikation des Bösen, mit Hörnern vor. Goethe spricht in seinem „Faust" im zweiten Teil vom kurzen geraden Horn des Teufels und vom langen krummen Horn und nimmt also einen einhörnigen Teufel an (ähnlich wie Albrecht Dürer in „Ritter, Tod und Teufel"; d. V.). Der Teufel nun wird häufig in Bocksgestalt dargestellt, und so haben wir die Erklärung des Bildes bald: wir ängstigen und schrecken einen, bis er dem Teufel (Bock) geradewegs aufs Horn zu, ins Horn läuft und sich darauf aufspießt, nicht etwa ins Horn hineinschlüpft, wie's vielfach angenommen und erklärt wird.

Häufig gebraucht wird der Ausdruck Sündenbock, ohne daß die meisten wissen, woher er eigentlich stammt. Der Ursprung soll zurückführen auf die Stiftung des großen Versöhnungstages während des Zuges der Israeliten durch die Wüste, von dem uns in Moses 3, 16 erzählt wird. Dieses Fest wurde am zehnten Tage des siebten Monats als allgemeiner Festtag gefeiert und zwar als Buß- und Fasttag zur Sühnung der Sünden des ganzen Jahres. An diesem Tage leitete der Hohepriester den Opferdienst selber. Er erschien in weißem Ornate und opferte zuerst einen jungen Stier für *sich* und *seine Familie* als Sündenopfer. Mit dem Blute des Opfertieres ging er in das Allerheiligste und sprengte es siebenmal gegen den Deckel der Bundeslade. Zur Entsühnung des *Volkes* nun wurden zwei Böcke vor den Opferaltar geführt und über sie das Los geworfen. Auf dem einen Los stand *Jehova*. Das Tier, das dieses traf, wurde sofort geschlachtet und sein Blut ins Allerheiligste gebracht. Auf dem Los des andern stand *„dem Asasel"*. Dieser Bock wurde in die Wüste gejagt, damit er dort vor Hunger umkomme. Das Schicksal des armen Geschöpfes stellt Josef Viktor Widmann in seiner Dichtung „Der Heilige und die Tiere" anschaulich dar, wie es, beladen mit den Sünden und der Schmach aller Stände der Nation, dem Wüstendämon Asasel zugetrieben wird. Dieses Beispiel zeigt uns deutlich, wie in den Bildern der Sprache altes Kulturgut verborgen liegt, wie feine Fäden aus unserer Gegenwart zurücklaufen in die dämmerhaften Fernen der Vergangenheit.

Der heutige Sinn des Bildes ist einfach der, daß einem Sünden und Fehler aufgebürdet werden und er büßen muß statt der eigentlichen Schuldigen.

„Der Bock ist zum Gärtner gemacht worden", der naschhafte, lose Geselle zum Betreuer des Gartens, versinnbildlicht die Übertragung eines Postens an einen Menschen, der ihm infolge mangelhafter Kenntnisse oder mangelnden Charakters nicht gewachsen ist.

Beim Schaf, dem gutmütigsten unserer Haustiere, sind seine Sanftmut und Geduld sprichwörtlich geworden und führen zu vielen Vergleichen. „Geduldig wie ein Lamm" war der Kranke während seines langen Leidens. Mit Lammesgeduld pflegt die Krankenschwester ihre hilfsbedürftigen Patienten. Unser Herr und Meister Jesus Christus wird infolge des geduldigen Ertragens seines schweren Leidens das Lamm Gottes genannt.

Ebenso bezeichnend wie seine Gutmütigkeit ist für das Schaf aber auch seine Unselbständigkeit. Springt das Leittier über einen Felsen hinunter, so folgt ein bedeutender Teil der Herde nach. Daher nennt man Menschen, die kritiklos einem Führer folgen, eine Hammelherde.

Bewirbt sich ein Freier um eine reiche Tochter, die neben ihrem großen Besitz wenig Anziehendes hat, so äußert er sich etwa: „Es ist mir nicht um das Schaf, sondern um die Wolle zu tun". Dieselbe Bedeutung hat auch die Aussage: „Das Nest gefiele mir, aber der Vogel nicht". „Das Nest nähme ich wohl, wenn ich nur den Vogel zurücklassen oder verscheuchen könnte." Daß der Sprecher in diesem Falle sich selbst als gemeiner Materialist und Heuchler entpuppt, braucht wohl kaum besonders hervorgehoben zu werden.

Ist in einer Familie ein Glied, das den andern durch seine Lebensart und seine Charaktereigenschaften Leid und Kummer bereitet, so wird es als das „schwarze Schaf" in der Familie bezeichnet. Ob hier noch ein Überrest aus der Heidenzeit vorhält, wo man die dunkelfarbigen Tiere den Göttern der Unterwelt opferte, vermag kaum festgestellt zu werden. Heute soll die oberwähnte Metapher einfach sagen: Dieser ist der Unheilstifter. Er bringt den dunkeln Punkt in das helle Bild.

Auch der Hund, einer der nachweisbar ältesten Genossen des Menschen, hat der Sprache mancherlei Stoff zu Gleichnissen geliefert. Bevor wir aber zur näheren Betrachtung einzelner von ihnen übergehen, möchte ich dem Leser noch eine hübsche Sage über die Entstehungsgeschichte des Hundes nicht vorenthalten, die im Talmud, der Hauptquelle des rabbinischen Judentums, stehen soll. Sie lautet:

Es jammerte den Schutzengel Adams, daß von der Erde, dem Tonklumpen, aus dem der Schöpfer Adam geschaffen hatte, noch Reste herumlagen, die der Auflösung zu verfallen schienen. Da bat der Erzengel den Herrgott, daraus weniger edle Geschöpfe, als der Mensch eines war, bilden zu dürfen. Er erhielt die Erlaubnis und bildete daraus den Affen. Der aber konnte nicht warten, bis sein Schwanz fertig war, und entfloh auf einen Baum. Nun formte der Engel aus weniger feinem Ton den Hund und gab diesem den aus feinerer Erde gebildeten Affenschwanz. Deshalb ist der Schwanz auch der Körperteil des Hundes, der ihm dazu dient, seine besonderen Gefühle und Empfindungen auszudrücken. Ist er traurig, so läßt er ihn hangen; freut er sich, so wedelt er usw. Widmann behauptet in seinen „Spaziergängen in den Alpen" von seinem Schnauzerchen „Argos", es habe nach jenem denkwürdigen Erlebnis auf der Wanderung von Lauterbrunnen nach Grindelwald seinen Schwanz immer in einer kleinen Krümmung

nach unten getragen, um dadurch seine pessimistische Lebensanschauung zu bekunden.

Beim Hund wird besonders die Treue immer wieder lobend hervorgehoben. Will man die Ergebenheit eines Menschen gegenüber einem anderen anschaulich dartun, so sagt man: „Er schaut zu ihm auf wie ein Hündchen zu seinem Herrn". Vollführt ein Mensch, namentlich ein junger, läppische Streiche, mehr aus dummem Übermut als aus Bosheit, so bezeichnet man ihn entschuldigend als jungen Hund. Ist ein Mensch anderen gegenüber barsch, unwirsch, so sagen die Leute: Er schnappt einen an wie ein Hund, oder auch: Er bellt einen an wie ein Hund. Andererseits gibt man dem Gedanken, daß Menschen, die uns schroff und abweisend entgegentreten, vielleicht dabei überlaut werden, nicht die gefährlichen Gegner sind, auf folgende Art Ausdruck: „Hunde, welche bellen, beißen nicht". Sie sind also bei weitem nicht so gefährlich wie diejenigen, die leise hinter uns herschleichen und zubeißen, ohne daß wir es ahnen. Oft hat oberwähnte Redensart auch den Sinn, daß die, welche laut und häufig drohen, ihre Drohungen nicht ausführen.

Ebenso zutreffend wie vielgebraucht ist folgendes Bild: „Er schämt sich wie ein ‚gschäntiger' Hund (ein Hund, der etwas ‚gschänt', gestohlen hat). Durch nichts könnte die Selbstherabsetzung, die übertriebene Unterwürfigkeit und vielfach geheuchelte Reumütigkeit deutlicher dargestellt werden als durch diesen Vergleich mit dem auf dem Bauche kriechenden, sich im Staube windenden Hund. Man spricht denn auch von hündischer Unterwürfigkeit.

Ist ein Mensch finanziell oder moralisch heruntergekommen, so redet man ihm nach, er sei auf den Hund gekommen. Die Bedeutung dieses Ausdruckes versteht jedermann, nur über den Ursprung desselben ist man im Unklaren, und es gibt allerlei Deutungen. Die glaubwürdigste scheint uns die, daß damit der stete Abstieg in etwa folgender Weise gemeint sei: vom Pferd auf den Esel, vom Esel auf den Hund. Um den geringen Wert einer Sache oder Einrichtung darzustellen, sagt man, sie tauge nicht einmal, um einen Hund vom Ofen zu locken.

Aus meiner Jugendzeit ist mir noch ein Vergleich in Erinnerung geblieben, der beweist, wie das Volk das kleinste Erlebnis als Vergleichsmaterial in seinen Sprachschatz aufnimmt. Wenn einem etwas zuwider war, besonders infolge häufiger Wiederkehr des gleichen, so sagte er: „Das ist mir verleidet wie dem Alphund der Zieger." Damit hatte es folgende Bewandtnis:

Die Alpknechte der Alp Garfiun hatten einmal bei der Alpfahrt ein kleines Hündchen mitgenommen, das sie hauptsächlich mit Milch und Zieger fütterten, bis dem Tierchen diese Nahrung so zuwider war, daß es alles Weiße förmlich floh und zu heulen anfing, wenn man ihm einen weißen Stein oder sonst etwas vorhielt, was einem Stück Zieger ähnlich sah.

„An Riemen lernen Hunde Leder zerkauen" heißt: aus kleinen Anfängen kann ein Laster hervorgehen und sich auswachsen.

Hat einer einen anderen durch eine Bemerkung oder Handlung beleidigt und zu starker Auflehnung gereizt, so „ist er dem Hund auf den Schwanz getreten", d. h. er hat ihn an einer besonders empfindlichen Stelle getroffen, wo, vielleicht verborgen, ein Geschwür vorhanden ist; er hat eine empfindliche Stelle berührt.

Hat ein Mensch die Gabe, gut zu spekulieren, Kommendes sicher vorauszusehen und seinen Vorteil daraus zu ziehen, so „hat er eine Nase wie ein Jagdhund", der aus dem Gewirr von Spuren die Fährte des Jagdtieres, auf das er losgehen soll, herausfindet und unablässig verfolgt.

Vollführt ein Mensch eine Tat, die sinn- und zwecklos ist, oder redet er viel ins Blaue hinaus, so „bellt ein Hund den Mond an".

Wie der Hund, so gibt auch die Katze Anstoß zu Vergleichen. Sie ist bei uns zwar jedenfalls viel später in den Dienst des Menschen genommen worden, wahrscheinlich erst, als zur Zeit der Völkerwanderung von Asien her ein bis dahin unbekannter böser Nager, die Ratte, nach Europa vordrang und Ernten und Vorräte gefährdete. Bei den Ägyptern wurde die Katze sogar heilig gehalten. In der nordischen Sagenwelt spielt dieses Tier ebenfalls eine sehr bedeutende Rolle. Nach dem Glauben des Mittelalters verwandeln sich Zauberinnen und Hexen in Katzen, wohl hauptsächlich wegen ihres schleichenden Wesens und nächtlichen Treibens, ihrer glänzenden Augen und ihres unhörbaren Ganges. Nach Schraders schon erwähntem Werk trug man in alten Zeiten beim Bezug eines neuen Hauses zuerst die Katze in einer schwarzen Schürze her und jagte sie über die Schwelle des Hauses hinein. Besondere Kraft besaßen die schwarzen Katzen. Heißt es doch in einem alten Sprichwort: Schwarze Katze und schwarzes Huhn, soll kein Bauer aus dem Hause tun. Besonders auch in unsern Bündner Spukgeschichten begegnen wir immer wieder einer schwarzen Katze, die, meist als verwandelte Hexe oder Zauberin, eine wichtige Rolle spielt. Bei dieser eigenartigen Einschätzung des Tieres ist es nicht zu verwundern, daß sich viele Anspielungen auf die Katze in unserer Sprache vorfinden.

„Die Katze läßt das Mausen nicht" bemerkt man, wenn bei einem Menschen immer wieder böse Anlagen und Neigungen durchbrechen. Spielt jemand mit seinem Nebenmenschen, nimmt er ihn nicht ernst und gibt er sich ihm nicht ernst, so sagt man, er spiele mit ihm wie die Katze mit der Maus.

Vielfältig kommt in der Sprache die Falschheit der Katze zum Ausdruck. Ein Mensch, der uns überaus freundlich begegnet und zart und rücksichtsvoll behandelt, hinterrücks aber sich ganz anders einstellt, hat Katzenpfoten, die weich und zart sind, aber spitze Krallen bergen. Hat jemand etwas vorzubringen und geht nicht gleich auf die Sache los, so „geht die Katze um den heißen Brei herum". Das Bild ist trefflich. Man erinnere sich nur, mit welcher Vorsicht sich das Tierchen der heißen Kost nähert, mit Näschen und Pfötchen immer wieder an einer andern Seite anzukommen sucht und dann wieder zurückfährt. Bemüht sich ein Mensch um eine Sache, die andern mehr Nutzen einträgt als ihm selber, so muß er für andere die Katze balgen, d. h. ihr das Fell abziehen, was keine angenehme Arbeit ist. „Keiner will der Katze die Schelle umhängen" heißt: Keiner hat den Mut, eine bessere Ansicht offen zu vertreten aus Furcht, anzustoßen, vom Gegner einen Hieb zu bekommen. Um die Kürze einer Entfernung darzustellen, bezeichnet man diese als einen „Katzensprung". Jeder weiß, in welch kurzen, zierlichen Sprüngen von Stein zu Stein die Katze über den nassen, schmutzigen Weg setzt. „Spielt einer die tote Katze", so bleibt er stumm und stellt sich dumm, um andere zu berücken. Kauft einer etwas zu teuer, z. B. aus zweiter Hand, so hat er „von der Katze den Speck gekauft". Kauft er etwas sogar unbesehen, so „kauft er die Katze im Sack". Dieses Wort soll sich auf eine mysteriöse Fabel vom sogenannten Hecketaler beziehen. Heckemünzen sind im 17. Jahrhundert an nicht berechtigten Münzstätten (Münzhecken, Heckemünzen)

geprägte schlechte Münzen. Nach dem Volksglauben vermehrten sich diese Münzen im Beutel oder kehrten stets zu ihrem ersten Besitzer zurück. Einen Hecketaler konnte man sich erwerben, wenn man in der Neujahrsnacht oder in der Mitternacht, die auf Adam und Eva (27. Dezember) folgt, mit einer Katze im Sack an die Kirchentüre ging und dem Teufel rief. Dieser erscheint, fragt nach dem Inhalt des Sackes und erhält zur Antwort: Ein dreibeiniger Hase. Er kauft ihn für einen Hecketaler, wird aber den Betrug erst am Morgen gewahr; dann hat er aber keine Macht mehr über den Verkäufer.

Die Beispiele dafür, wie unsere Haustiere zu Bildern in unserer Sprache herangezogen werden, könnten noch vervielfacht werden. Die angeführten mögen für die erwähnten sechs Tiere genügen.

Die kurzen Ausführungen möchten dich, lieber Leser, einladen und ermuntern, ein bißchen über unsere liebe deutsche Sprache und besonders über unsere Volkssprache nachzudenken, dir bewußt zu werden, wieviel sie uns bedeutet. Wenn du dich mit ihr beschäftigst in einer stillen Stunde, so wird sie dir die Tore zum Paradies des Jugendlandes öffnen, dir manches wieder in Erinnerung rufen, was du damals gehört und erlebt hast; sie wird mit ihrer Zauberkraft dir wieder Vater- und Mutterwort erklingen lassen, die du im Lärm und Wogenbrausen der neuen Welt so lange nicht mehr vernommen hast. Dein Herz wird dein Ohr unterstützen, wenn du rückwärts lauschest von dem Meilenstein aus, an dem du eben stehst und auf die Stimmen hörst, die mit dir und vor dir in deiner Sprache geklungen haben.

HERBST

Herbstblätter fallen,
Herbstwinde weh'n,
Herbstnebel gleiten,
Glanzlos die Höh'n.

Herbstblätter fallen
Ohn' Rast und Ruh',
Decken rotgolden
Die Erde zu.

Ob sie auch fallen,
Sei drob nicht bang;
Hör nur: sie rauschen
Hoffnungsgesang.

Hör' nur, sie rauschen:
Nichts kann vergeh'n;
Alles, ja alles
Wird aufersteh'n.

Jakobea Caviezel-von Castelmur.

Pastor König's Nervenstärker

gegen Nervenleiden, Nervenschmerzen, Schlaflosigkeit.

Eine große Anzahl französischer Ärzte hat über zuverlässige Erfolge mit **Pastor König's Nervenstärker** berichtet:

Xertigny (Vosges).
Ich habe stets durch Verschreiben von **Pastor König's Nervenstärker** gute Resultate erziehlt, u. ermächtige Sie gerne, meine Anerkennung zu veröffentlichen.
Dr. A. Merklen.

Légé (Loire inférieure).
Pastor König's Nervenstärker gibt mir stets gute Resultate. **Dr. Fonteneau.**

Pastor E. König

Ouzouer (Frankreich).
Bei 2 Klienten, die infolge von Überarbeitung an Schlaflosigkeit litten, war ich überrascht über die schlafbringende Wirkung von **Pastor König's Nervenstärker,** besonders, da andere Medikamente versagt hatten. **Dr. L. Monod.**

Montiers-sur Saulxs.
Pastor König's Nervenstärker ist eine Spezialität, tadellos ausstudiert und wissenschaftlich präpariert. **Dr. A. Vallon.**

König Medicine Co., Frankfurt a. M., Taunusstraße 40.

Pastor König's Nervenstärker ist nur auf ärztliche Verordnung in allen Apotheken erhältlich, falls nicht vorrätig, wende man sich an die Hauptniederlage für die Schweiz:

Herren W. Volz & Co., Zentral-Apotheke Bern, beim Zeitglockenturm

Bezweifelt man jemals, den echten **Pastor König's Nervenstärker** erhalten zu haben, so berichte man diesbezüglich an **The König Medicine Company, 1045 North Wells Street, Chicago, ILL., U. S. A.**

PARTIE AUS DEM SÜSSWINKEL IN CHUR

Vierfarbendruck von Bischofberger & Co.
Buchdruckerei Untertor, Chur.